

Die Zeiten, die schönen Zeiten sind vorüber, wo der Mann noch auf männliche Art sein Vergnügen suchte: wo er mit Speer und Messer, mit Wurfgeschöß oder Büchse den Wald durchstreifte, den Bären im eigenen Lager angriff und dem Eber auf schäumendem Rappen durch Dickicht und Unterholz folgte.

Die schönen Zeiten der edlen, männlichen Jagd sind vorbei; jetzt höchstens gehen die jungen Herren mit Jagdfrack nach neuestem Schnitt und sauberen, eng anschließenden Gamaschen, die Hände in einem Muff, den Hals dicht und warm in wollene Shawls eingeschlagen, hinaus und stellen sich an (und Gott weiß es, wie sie sich manchmal dazu anstellen!) Die Bauern müssen ihnen dann das arme, unglückliche, verathene und verkaufte Wild herbeitreiben, und wenn kein Unglück passiert, das heißt, wenn der Hahn wirklich aufgezo-gen, oder die Sicherheit nicht vorgeschoben, oder die Flinte nicht verladen, oder das Zündhütchen nicht „schändlicher Weise“ herabgefallen, oder die Brille verloren ist, der Gewehrriemen nicht „gerade als man zielen will“ über dem Lauf liegt, oder der Schuß nicht nachbrennt, als man das Wild „so herrlich auf dem Korn hatte“, oder der Hase zu weit oder zu schnell läuft, oder wenn tausend andere Ober und unvorhergesehene Zufälle nicht dazwischen kommen und besonders das Haupt-Ober — ihnen keinen Strich durch die Rechnung macht, wenn sie nämlich nicht effectiv fehlen — dann schießen sie wohl ihr Häschen oder ihre unglückliche Nide, die sie in der Eile, „weil sie nicht aus den Büschen heraus wolte“, für einen Bock angesehen. Das nennen sie nachher Jagd.